

Zum Indexdekret gegen Josef Wittig

Durch Dekret des Heiligen Offiziums sind fünf Schriften Josef Wittigs, darunter „Die Erlösten“ und „Leben Jesu in Palästina usw.“ auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. In solcher Stunde, scheint es, ist ein offenes und herzliches Bruderwort Pflicht.

Die Indexdekrete pflegen keine öffentliche Begründung zu geben, so daß wir keine autoritative Entscheidung haben, was nun an diesen fünf Schriften beanstandet sei. Diese Lage, mit ihrer notwendigen Folge einer gewissen Unsicherheit, zwingt Gegner wie Freunde Wittigs zu einer bestimmten Haltung.

Für die Gegner Wittigs zunächst wäre ein triumphierendes lautes „So haben wir Recht gehabt“ in gegenwärtiger Stunde nicht bloß vom sittlichen Standpunkt erbarmender Bruderliebe (1 Kor. 13, 4—7), sondern erst recht vom Standpunkt echter Kirchlichkeit verfehlt, so sehr eine erfolgte Klärung Heilung bringt. Denn die Sancta mater Ecclesia, die Heilige Mutter Kirche, erläßt ihre Dekrete nicht als sogenannte „Flammenblitze“, sondern als notwendige Maßnahmen ihrer sorgenden Liebe, und den Schmerz, den sie manchen ihrer treuen Kinder mit solchen Dekreten zufügen muß, fühlt sie zuerst. Denn lebendig ist in ihr, so wahr sie der fortlebende „Arzt der Kranken“ und „barmherzige Samaritan“ ist, jene Szene vor der Samariterstadt, da die „Donnersöhne“ auf ihr Gebet um „Feuer vom Himmel“ die schneidend verurteilende Antwort des Herrn erhielten: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid! Der Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern selig zu machen“ (Luk. 9, 54—56). Diejenigen also, die in den vergangenen Monaten ihre mahnende Stimme gegen Wittig erhoben haben, haben nun Gelegenheit, den sachlichen und religiösen Ernst ihrer Kritik dadurch zu erweisen, daß sie in der gegenwärtigen Stunde sich der ebenso ersten Verpflichtung dieses Geistes von 1 Kor. 13, 4—7 und Luk. 9, 54—56 bewußt sind, ohne den alle noch so eifrige Kirchlichkeit in den bösen Verdacht von Parteilichkeit zu geraten pflegt. Sobald ein kirchliches Urteil über bestimmte Lehrameinungen oder Auffassungen gefällt ist, haben ihre wirklich innerlich kirchlichen Kinder die unwegdeutbare Verpflichtung, nun ihrerseits das Gebiet dieser Lehrameinungen in positiver, schöpferischer Arbeit zu durchackern.

Denn das ist das Grundgesetz der Kirchengeschichte: alle kirchliche Entscheidung ist Aufruf zu positiver Arbeit. Nur so wird die bestehende Gefahr wirklich überwunden.

Für die Freunde Wittigs gilt ein anderes. Ihnen droht ein dreifaches Mißverständnis. Einmal das Mißverständnis, als ob durch die kirchliche Entscheidung ein sogenanntes „Treiben erbeingefessener Molinistenkreise“ sein Ziel gegen die beginnende Wiedergeburt des Thomismus erreicht habe. Wir haben bereits früher ausgeführt, wie es ein wahres Verhängnis für die Wittigfrage ist, sie in diesen billigen Rahmen zu spannen. Wittigs Concursus-Lehre ist in Wahrheit gar kein Thomismus, sondern ein mißlungener Versuch, seine rein psychologisch bedingte Lehre vom Vertrauen auf Gottes Führung auch philosophisch-dogmatisch auszudrücken. Die kirchliche Entscheidung besagt also in keiner Weise einen sogenannten „Triumph der Molinisten“, sondern Abwehr einer falschen und gefährlichen Formulierung der für Thomismus und Molinismus gemeinsamen Betonung des letzten, unauflösblichen Zueinander von Gottes Allwirksamkeit und des Geschöpfes Eigenwirksamkeit. Mit ihrer Entscheidung gegen Wittig bleibt die Kirche sich nur ihrer alten Haltung treu, in der sie, gegenüber einem immer wieder aufbrechenden Radikalismus zum Unsichtbaren und zum Allein-Göttlichen ernst und nachdrücklich die religiöse Eigenbedeutung des Sichtbaren und des Geschöpflichen betont hat und betont. Denn Katholizismus unterscheidet sich gegenüber aller reformatorischen und östlichen Frömmigkeit wesentlich durch dieses folgerichtige Menschwerdungsmoment der religiösen Einbeziehung, nicht religiösen Untergangs, des lebendig-sichtbar Geschöpflichen.

Das zweite Mißverständnis läge darin, als ob durch die kirchliche Entscheidung einem unbarmherzigen, rein nach dem kalten Buchstaben urteilenden und meist verurteilenden „Gesetz-katholizismus“ recht gegeben sei gegenüber dem aufrichtenden und helfenden und den „glimmenden Docht nicht auslöschenden“ Katholizismus des Heilandes des „Kommet zu mir alle...“: als ob nun alle diejenigen, die aus den Schriften Wittigs (gerade nicht selten durch deren übersteigerte Sprache) befreit wurden aus jahrelangen krankhaften Ängsten und Furchtzuständen, als ob nun alle zur wirklichen Demut der Freude des Herrn Befreiten sozusagen „offiziell“ zurückgestoßen seien in ihr

altes Glend. Die Kirche hat die Sätze eines Fénelon verurteilt und gleichzeitig einen Franz von Sales, dessen Lehre Fénelon übersteigert hatte, zum Kirchenlehrer erhoben. Die Kirche ist die Hüterin des paulinischen *sapere ad sobrietatem*, die Hüterin der echt katholischen kühlen Besonnenheit. Sie verurteilt niemals den positiven Kern, sie verurteilt die Ausschließlichkeiten und Übertreibungen um der Gesundheit des Ganzen willen. Sie bleibt auch nach der Indizierung Josef Wittigs die Kirche des augustinischen *ama et fac quod vis*, der augustinischen Freiheit der Liebe, die über aller Gesetzesangst steht. Aber sie zeigt in derselben Kundgebung ihr notwendig ergänzendes Antlitz der Demut der Liebe, die, innerlich frei, auf die Stimme des Gesetzes lauscht, aus innerlicher Einsicht der eigenen Enge und Schwäche und aus Ehrfurcht vor Gott, dessen Spuren in jedem scheinbar noch so engen Gesetz, für das Auge kindlicher Demut sichtbar sind. Niemals verurteilt die Kirche das kindlich-kühne Vertrauen, wie es selber das Erbe ihres Petruscharakters ist: „Herr, wenn du es bist, laß mich zu dir übers Meer kommen!“ Aber sie muß mahnen, daß dieses Vertrauen das Vertrauen des Geschöpfes bleibe, d. h. Vertrauen demütigen Gehorsams und gehorsamer Demut.

Damit kommen wir zum dritten möglichen Mißverständnis. Dieses kann sich vor allem an die Verurteilung des „Leben Jesu in Palästina usw.“ anschließen. Viele Kreise haben dieses Werk vor allem wegen seiner ungeschminkten Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit und seines männlichen Freimuths, wie sie sagten, hochgeschätzt. Warum denn, in einer Art „frommer Heuchelei“ die „Makeln und Runzeln“ der Kirche leugnen wollen? Hat denn nicht die Kirche des Mittelalters den ungeschminkten Freimut großer Heiliger ausgehalten? Und ist nicht eine Art Nervosität gegenüber offenen Zugeständnissen von Schwächen und gegenüber ehrlicher Kritik, ist eine solche Nervosität nicht ein Zeichen von innerer Unsicherheit? Wenn also die Kirche nun das, wie man sagt, freimütige Buch des schlesischen Dichters verurteilt, bekennet sie sich dann nicht zu solch peinlicher Nervosität? Und bedeutet nicht ihre Entscheidung, gerade in gegenwärtiger Stunde, einen schweren Schlag für den seit Jahren begonnenen Aufstieg des deutschen Katholizismus und einen gewaltigen Triumph für seine Gegner, die immer wieder die Unechtlichkeit eines positiv schaffenden und lebendig wachsenden Katholizismus betonten, gegenüber ihrem Popanz eines Katholizismus geistiger Enge eines reinen Kasernenhofgehor-

sams? Ist nicht durch die Verurteilung Josef Wittigs schlagend bewiesen, daß Katholizismus nicht ist der lebendige mystische Leib Christi, sondern ein „Ultramontanismus“ eines rein juridischen Legalismus? Es wäre verständlich, wenn in manchen, auch durchaus treu katholischen Herzen, und aus wahrer Sorge und Liebe zur Kirche, solche Fragen sich erheben. Aber für echt katholische Besonnenheit können sie auf die Dauer nicht bestehen. Deutschlands Katholiken wissen, mit welch väterlich inniger Freude unser derzeitiger Heiliger Vater auf das Sprossen und Knospen und Blühen ihrer Bewegungen blickt. Sie wissen darum, auch wenn sie die Gründe der neueren kirchlichen Maßregel nicht kennen, daß sie in keiner Weise gedacht ist als Mißtrauen und Gegenmaßregel gegen den großen Aufschwung dieses neuen Lebens, sondern im letzten Grunde als seine Förderung, wie auch der Gärtner für die Pflege seines Gartens der Gartenschere nicht entbehren kann und darf. Gewiß, echt katholisch ist Aufrichtigkeit und Freimut und lebendiges Wachstum. Aber sie werden zum Verderben ohne das ebenso echt katholische Distanzbewußtsein, ohne die ebenso echt katholische Diskretion und ohne die ebenso echt katholische, fast möchte man sagen, Keuschheit des Schweigens und Sichverschweigens.

Es wäre in dieser Stunde unpassend, die Anklagen gegen den schlesischen Dichter unnötig zu betonen. Wir denken an ihn mit der scheuen liebenden Bruderforge, die weiß, daß einer leidet und darum leise geht und nicht stören will. Und wir haben zu seiner Gottesliebe und Christusliebe und Kirchenliebe das Vertrauen, daß sie aus dieser Stunde nur geläuterter und reifer hervorgehen werde. Uns geziemt weder Aufregung noch Triumph noch Angst, sondern stilles Gebet für einander und das unzerstörbare, heilige Vertrauen auf das Walten des Unerforschlichen Gottes in Seiner Heiligen Kirche. Viele Kreise des deutschen Katholizismus werden in diesen Tagen schwere Stunden haben, aber niemals, auch nicht die geringste Anwandlung einer Enttäuschung oder Bitterkeit gegen die Kirche. Die so etwas erwarten, kennen deutsche Liebe und Treue nicht. Aber eben darum wird diese Stunde der Beginn einer Einkehr zu Besonnenheit und der Beginn der Reifung des neuaufgesproßten Lebens sein. Die Entscheidung der Kirche ist damit nicht kalter Sichelschlag, sondern Ruf zu stärkerem Wachstum der „Reife des Mannesalters Christi“. Sie beschneidet mit für manche gewiß schmerzlicher Gartenschere das üppige

Jugendwachstum. Aber es wird — so vertrauen wir fest — die Stunde kommen, wo wir alle ihr dafür die mütterliche Hand küssen werden.

Erich Przywara S. J.

Altmodische Gedanken über Frömmigkeit.

Auf der Akademikertagung von Ulm und Dresden hatte ich eine Gemeinschaft über „Gegenwartsfragen der Frömmigkeit“ zu halten. Das hört sich etwas „modern“ an. Ich zweifle zwar nicht, daß alle Teilnehmer den Eindruck mitnahmen, die neuen Fragen und die versuchten Antworten meinten keinen Gegensatz zu dem „guten Alten“; immerhin konnte ich mich eines leisen Lächelns nicht erwehren, als ich, noch im Andenken an die Gemeinschaften, das Leben des guten P. Jenningen zu lesen begann. Als ob er eine gutmütige Rache an den „modernen Fragen“ nehmen wollte, schaute mich dieser Volksmissionar und Mystiker des 17. Jahrhunderts das ganze Buch hindurch so etwas spöttisch an: Nicht wahr, ich bin dir etwas zu altmodisch? Und du würdest dich wohl auch schämen, mich einem Kreise heutiger Akademiker vorzustellen? — Und ich habe ihm gesagt: Nein, du lieber, treuer Jenningen, und dreimal nein; am liebsten hätte ich dich gleich mitgenommen und allen modernen Fragen Schweigen geboten, und du allein hättest geredet von deinen altmodischen Auffassungen, und ich weiß, es wäre uns allen ganz froh und frei dabei geworden. Denn dieses Altmodische ist im Grunde doch unser katholischer Erbbesitz.

Aber der „gute Pater“ — so nannte das dankbare Volk im schwäbischen Ries seinen lieben Missionar — hätte sich doch etwas geniert, und so muß ich denn — und das ist seine schelmische Rache — von seiner altmodischen Frömmigkeit ein paar Worte sagen.

Ich tue es so herzlich gern. Was mich zunächst am Leben dieses heiligen Mannes anzog? Das ist die schlichte, fraglose Selbstverständlichkeit seines religiösen Lebens. Sagt manetwegen, das sei doch des Aufhebens nicht wert. Ich will mich daran freuen, wie man an Wiese und Wald sich freut. Ihr alter Zauber ist mir noch immer neu. Und wie Wiese und Wald mutet das Leben des P. Philipp an: das geborgene Wachsen im Schoße der gläubigen Familie des Eichstätt Goldschmiedes, inmitten der Wirren des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges eine Friedensinsel, das stille Erblühen in der marianischen Kongregation am Jesuitenkolleg, das herbe Erstarken in langjährigem Harren, bis die Ältern dem Ordens-

berufe ihres ältesten Sohnes nachgaben — und währenddessen auf der Ingolstädter Hochschule die Durchweihung seines inneren Lebens mit dem Dufte innigster Marienverehrung in dem Colloquium Marianum, das auf den heiligmäßigen P. Jakob Rehm zurückging. Und dann endlich das ersehnte Noviziat der Gesellschaft Jesu — und von da an erst recht alles so selbstverständlich.

Ist nun dieses Selbstverständliche im Leben der Frömmigkeit nicht recht altmodisch? Ach wir Menschen des ewigen Fragens! Wie uns doch die Probleme müd gemacht haben. Und wie es da eine Erquickung ist, bei einer tiefen, kindlichen, zielsichern Frömmigkeit auszuruhen, wie bei einer Quelle unter schattigen Bäumen. Sicher, wir haben ein Recht, die Dinge nach unserer Art zu sehen, wir dürfen unser Glaubensbewußtsein entzünden in der Reibung mit unserer Zeit; aber ich will doch immer Richtung nehmen, will Anschluß haben an das strömende Christusleben der Kirche, wie es still durch die gnadenerfüllten Menschen der Vortage ging. Aber dem Fragen stehe mir die Antwort des Lebens, des katholischen Lebens.

Und nun kommt wieder etwas Altmodisches: Dieses Stück schlichtfrommen Lebens wird ein Stück Volkslebens. — Aber ist das nicht im Gegenteil sehr modern? „Volksgemeinschaft, von der Frömmigkeit her sich aufbauend?“ Ja, das geistvolle Sinnen und Sagen darüber wohl. Aber das Leben meine ich, die Frömmigkeit, die im Herzen eines starken Mannes zu einem Halt und Hort des Volkes wird, die mit dem Volke sich freut und weint, die seine Not trägt und mit seiner Schuld ringt, die rastlos über die Hügel wandert von Dorf zu Dorf wie ein Schutzengel oder auch wie die Mutter, die von dem Bette des einen kranken Kindes zum andern geht und dabei sich vergißt und sich aufreißt. — Wie das so altmodisch ist — und wir schauen uns heute die Augen danach aus.

Und so verwachsen ist diese liebevolle Frömmigkeit mit dem Volksleben, daß man sich nicht unterfange, die Geschichte des deutschen Volkes jener so wenig gekannten Zeit zu schreiben, ohne ihrer zu gedenken! — Ich habe Menschen das barocke Süddeutschland durchwandern und sich verwundert die Augen reiben sehen: „Woher jene religiöse Volkskraft, die sich als Ausdruck ihres Bewußtseins überall solche Bauten schuf? Da muß im 17. Jahrhundert ein Leben gewesen sein, von dem wir keine Ahnung hatten.“ — Jawohl, und lest im Leben des Philipp Jenningen nach, wie er seine prach-